

## YORAM KANIUK – EIN AN ALLE GERICHTETER BRIEF

Yoram Kaniuk

Als ich aus zwei Grad unter Null aus München in die Tel-Aviver Hitze zurückkehrte, dachte ich mir, daß das, was mir bei meinem Besuch auf Einladung Ihrer Stiftung widerfahren ist, ein Traum gewesen sein muß. Ich zwickte mich, um mir zu vergegenwärtigen, dass sich dies alles entweder wirklich ereignet hat oder daß dies alles ein Irrtum gewesen sein muß. Vielleicht hatten Sie eigentlich einen anderen einladen wollen, eine wichtige Persönlichkeit und haben sich geirrt. Doch da ich nun schon einmal in Deutschland war, war es Ihnen offenbar unangenehm, mich zurückzuschicken. Ich kann das alles nicht beweisen... Dieser Aufenthalt war wunderbar. Die Art und Weise, wie mit mir umgegangen wurde, übertraf sämtliche Erwartungen. Die Wärme, die Ihr alle ausgestrahlt habt.... hier und da war es sogar Liebe, nicht für mich persönlich, sondern für mich als Euren Gast. Ihr versteht Euch darauf, Treue und Güte zu zeigen. Die Veranstaltung selbst war beispielhaft organisiert. Alles lief bestens.

Als Begleitung habt Ihr mir eine junge, hübsche Frau zur Verfügung gestellt, die mir so treu zur Seite stand und mir so sehr half, daß ich tief in Eurer Schuld stehe. Meiner Meinung nach waren die Sprachkenntnisse von Katrin Ziemens phantastisch. Sie verfügt über ein phänomenales Gedächtnis und hat ein wunderbares Englisch. Ihr Hebräisch ähnelt dem einer gebildeten, jungen israelischen Frau. Das ist eine geniale Begabung. Sie ist ein Wunder der Natur und ich hoffe, daß sie sich bei Euch wiederfinden wird, denn sie ist einzigartig.

Einmal saßen wir zusammen mit einigen Gästen aus Israel zu einem Gespräch über „Kunst und Kultur vor sechzig Jahren in Israel“ zusammen. In meiner Chuzpe habe die mir gegebene Zeit natürlich überzogen. Statt die Fragen der Moderatorin zu beantworten, sagte ich Dinge, um die man mich nicht gebeten hatte. Komisch war, was sich nach einer bewegten Rede von zirka zwanzig Minuten ereignete: – Ich sprach darüber, dass ich nicht mehr verärgert sei, dass ich immer nach Deutschland gekommen sei, um die Dinge zu finden, die mein Vater Moshe seinerzeit in Berlin zurückgelassen hatte und dass ich ihm diesmal das Berlin zurückbringe, das er vor dem Krieg so geliebt hatte. Plötzlich hörte ich mich sagen, dass ich diese Stadt nicht liebte und sie daher auch nicht hassen könne. Ich sagte, dass es für mich an der Zeit sei, meinen Frieden zu schließen und betonte, dass ich nicht im Namen des Volkes Israel sondern nur in meinem eigenen spräche....Die Moderatorin hörte mir zu, das Publikum schien interessiert zu sein. Ihm schienen meine Äußerungen sogar zu gefallen. Nach meinen Worten sah die Moderatorin dann allerdings auf den Zettel mit ihren Aufzeichnungen und wandte sich dann einer anderen Person auf dem Panel zu, ohne auch nur im geringsten auf meine Worte einzugehen. Das war wunderbar und komisch. Ordnung über alles.

Außer diesem merkwürdigen Moment waren sämtliche Vorträge der Konferenz gelungen und zur Sache gesprochen. Mit der Limosine fuhren wir von einem Ort zum anderen. ( Nur einmal in meinem Leben war ich zuvor in einer Limosine gefahren. Das war, als ich

1986 als Gast des Bundestagspräsidenten nach Berlin kam. Ein Fahrer, der auch als Fahrer gekleidet war, fuhr mich mit der Limosine zur Oper.)

Mir fehlen die Worte, der Stiftung zu danken. Ich wurde verwöhnt und musste nur so wenig offiziell sprechen. Mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Friedrich-Ebert-Stiftung aber führte ich anregende Gespräche. Für mich war dieser Besuch ein besonderes Erlebnis, denn zum ersten Mal sah ich bei einem Berlinbesuch ein neues Berlin: Ich brachte meinen Vater Moshe Kaniuk und die Stadt, die er so geliebt hatte, zusammen. Ich gab ihm seine Heimat zurück.

Als mein Vater nach einem Hirnschlag im Krankenhaus im Sterben lag und alles vergaß, selbst meinen Namen und den meiner Mutter und sich an nichts erinnern konnte, sah er mich mit fuchtelnd erhobenen Zeigefinger an, so als wolle er meinen Namen sagen. Statt Yoram oder Mira sagte er Gedichte von Goethe, Schiller und Heine auf. Mein Vater starb irgendwie als Lexikon der deutschen Poesie in Palästina, in das er gekommen war, weil er keine andere Wahl gehabt hatte.

Ich führte meinen Vater nun zurück in die Friedrichstraße, die er so geliebt hatte.

Zusammen mit ihm fand ich - durch Ihre Hilfe - nun meine Ruhe.

Zum ersten Mal ist es mir in Berlin gut gegangen. Plötzlich konnte ich mir die Stadt in Ruhe ansehen. Wenn es eine deutsche Stadt gibt, die ich vorzöge, dann ist es München, denn München ist so deutsch, wie Berlin es nach Meinung meines Vaters einst war. Aber sich in Berlin ohne überhebliche jüdische Nörgelei aufzuhalten, hieße, Berlin lieblos zu besuchen.

Allerdings liebte ich Ihre Stiftung. Auch ohne Limousine. Ihr macht eine wunderbare Arbeit. Und ich, der ich hierher gekommen bin, nachdem Sie mich offenbar irrtümlich hierher gebracht haben, kümmerte mich um etwas, von dem ich glaube, dass die Stiftung daran vielleicht außer den Beziehungen zwischen Israel und Palästina interessiert sein könnte: Damit meine ich die Beziehungen zwischen Israel und Deutschland. Die Vergangenheit trennt zwischen uns mit scharfer Axt, ob wir das wollen oder nicht. Das wenige, was ich sagte, bezog sich genau darauf.

Die Veranstaltung zu meinem Buch „Adam Hundesohn“ mit Joachim Krol, der daraus las, fand in der Galerie von Jael Katz im schönen „Altneuland“ statt und war etwas besonderes. Dort wurde auch ein Ausschnitt aus dem Film „Adam Hundesohn“ gezeigt, der kurz vor der Fertigstellung steht und es kam zu einer hervorragenden Diskussion.

Danach fuhr ich nach München und (in der Limosine) weiter nach Südbayern, um am Fuße der Alpen im schönem Schnee zu weilen, der fiel und plötzlich aufhörte. Dann kam die Sonne hervor und wieder schneite es, um uns daran zu erinnern, daß jede Münze zwei Seiten hat. Ich fuhr nach Aschau, einer Kleinstadt in Südbayern – ein Ort, in dem die Menschen in großer Ruhe leben. Dort sah es schön und lieblich aus, denn hier kommen Österreich und Deutschland in atemberaubender Schönheit zusammen. Hier lebt meine Bekannte und Freundin, Annelie Freund, eine evangelische Pastorin in einer Stadt, die mehrheitlich katholisch ist. Ihre Kirche ist erhaben, schön und einfach.

Neben der Kirche steht ein Gemeindehaus für kirchliche Treffen. Ich sprach dort vor zirka fünfzig Menschen. Ich glaube, dass ich der erste Jude war, den sie mit Ausnahme

von Filmen je in ihrem Leben gesehen haben. Nachdem sie Ausschnitte aus „Der letzte Berliner“ gelesen hatten, weinten sie vor Rührung und lachten auch. Ich sprach und Katrin Ziemens übersetzte so professionell, wie ich es noch nie erlebt habe.

Nach einigen Fragen aus dem Publikum fragte ich, was ich in deutschen Kleinstädten immer frage: Hat es hier jemals Juden gegeben? Sie sagten, dass hier, soweit sie es wüssten, niemals Juden gelebt hätten.

Ein alter Mann in bayerischer Jacke erhob sich und sagte, dass es im Städtchen ein Haus gebe, das „das Judenhaus“ genannt wird. Oder vielleicht auch „das Haus des Juden“. Er sei vierundachtzig Jahre alt und habe seinen greisen Großvater einmal gefragt, warum das Haus „das Judenhaus“ genannt wird. Sein Großvater konnte ihm das nicht beantworten. Das alles vermittelte mir das Gefühl, daß ich der erste Jude in Ausschau war. Vielleicht auch der letzte, obgleich mir die Jesus-Skulptur in Annelies Kirche bewies, dass es hier wenigstens zwei von uns gibt. Ich wollte mir das Haus ansehen, doch wußte niemand der Anwesenden, welches der Kleinstadthäuschen das jüdische Haus war. Man wußte nur, dass es so etwas gegeben hat. Mit Hilfe dieses Hauses knüpfte ich an das an, was mein Anliegen war: Das liebevolle Zusammentreffen mit meinem Vater.

Ich bin als Nicht-Politiker mit Ihrer großzügigen Erlaubnis hierher gebracht worden. Vieles hat mich amüsiert, vieles aber auch zutiefst berührt. Ich sah, wie intelligente Knesset-Abgeordnete, deren Ansichten ich im Hinblick auf den jüdisch-arabischen Prozeß – in dessen Labyrinth sie sich so gern engagieren - nicht gerade selten widerspreche, in Deutschland in einer Art der Kraft des Glaubens und guten Willens argumentierten und israelisch-palästinensischen Frieden in Fünf-Sterne-Hotels produzierten. Wenn sie allein wären und nur Ihr dort sein würdet, gäbe es bereits Frieden.

Wir fahren auch nach Sachsenhausen - eine traurige und schwierige Fahrt, die genau an dem Tag stattfand, an dem ein rechtsextremer Knessetabgeordneter in Israel dagegen protestierte, daß Ihre Bundeskanzlerin uns in der Knesset auf Deutsch liebevoll adressierte. Er behauptete, dass sie damit die Gefühle der Überlebenden verletzen würde. In Sachsenhausen traf ich eine Gruppe von Überlebenden der Shoa aus Israel, die traurig durch das Lager gingen. Doch darüber mußten sie lächeln. Obwohl sie schon siebzig Jahre in Israel leben, sprechen sie untereinander Deutsch.

Mit Unterstützung der Stiftung aß ich wie noch nie in meinem Leben. Sehen Sie, ich war bereits zweimal klinisch tot. Ich lag wochenlang im Sterben. Die Heilung hat lange gedauert. Das war Ihnen alles bekannt, und Sie haben sich diesbezüglich sehr um mich gesorgt. Ich werde diese Reise nicht vergessen, die für Sie vielleicht überflüssig war, denn schließlich habe ich mit Ausnahme von zweimal wenig öffentlich gesprochen, einmal in Bayern und einmal in der Galerie in Berlin. Doch waren wir bei einer Veranstaltung zusammen, die mir sehr am Herzen lag und mir sehr wichtig war. Nach unzähligen Besuchen in Deutschland kehrte ich mit einem angenehmen Gefühl in Körper und Seele zurück.

Danke.

Yoram Kaniuk.